

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollarbräu.

25) Roman von R. von Seydlitz.

Su einer Viertelstunde wußte Ringelmann mancherlei. Sie sehnste sich fort, das Leben hier war unerträglich geworden. „Schon, wissen S', wegen die Gäst. Anständige Frau kann das nit derleib'n auf die lange Zeit. — Zudringlich, mei, wissen S' — na ja, es is ja wahr, 's Geschäft verlang't ja, daß f' recht viel trink'n.“

„Na, hab'n S' Angst jetzt, geltus, weil der Mann fort is?“ fragte er.

„? Angst? O mei Gott, da kam i aus der Angst nimmer raus! Mei Mann, der ist der Aergste. — Wann mir nur fort waren!“

Und sie seufzte.

Ringelmann betrachtete sie sich. Voll und schön war sie geworden; aber wachsbleich. Und so still und langsam in jedem Thun!

Da war irgend ein dumpfer Schmerz in ihr, das sah man. — Daß es etwa die Erinnerung an Kaffl gewesen wäre, das kam Ringelmann, dem praktischen Manne, nicht ein. Ein Geschäftsummer mußte es sein. Vermutlich der Mann, der ja, wie er seit langem wußte, eigentlich bloß trank und hummelte.

Und nun trat Ringelmanns Bekannter ein, und sie setzten sich in die Fensternische, um ungestört zu plaudern; Frau Haas ging in die Küche.

Hier konnte Ringelmann nun in wenigen Minuten erfahren, was er wollte: Die Frau eifrig bemüht, das Geschäft über Wasser zu erhalten und erfolgreich in diesem Thun; der Mann, ein Beck wie früher, und infolge des vielen flüssigen Gelds ein Lebemann dazu; die Frau ehrbar, trotz der Vernunftehe und trotz aller Anbetung der meist jungen Gäst; ein freudloses Dasein! Er desto freudvoller, stets fidel, mit dem unbändigen Glück, noch hie und da einigen Leuten vertrauenswert zu erscheinen.

„Ringelmann, wenn Sie ja etwas Gutes thun wollen, warnen sie die Münchener vor ihm und seinen Brauereiplänen.“

— Und die nächste Nacht entführte den Buchhalter wieder gen München. Seine erhaltenen Auskünfte über Haas und dessen Kredit verbreitete er an alle, die es anging, und bat, mit dem Abschluß des Geschäfts zu warten. Inzwischen beruhigte er Kaffl und versprach ihm, alles für ihn zu thun. Am Abend eilte er hinaus in die Villa, sprach erst mit Frau Ebelein, legte ihr dar, wie jetzt ohne Verzug Ebelein verkaufen müsse, wenn er überhaupt noch nach diesem bösen Eklat, den alle Welt wissen mußte, einen annehmbaren Preis haben wollte, — und drang dann bis zum Alten selbst vor; die Frau ging mit ins Zimmer, und beide setzten dem Kranken hart zu. Er geriet abermals in die ärgste Wut; aber zuletzt antwortete er gar nicht mehr. Da gingen beide hinaus; Frau Ebelein war hoffnungsvoll gestimmt, denn sie wußte, wenn Ebelein auf vieles Zureden still wurde, überlegte er sich etwas.

Ringelmann ging heim; er hatte gethan, was er konnte. Morgen mußte man nun weiter sehen.

Durch den Spektakel und die Entlassungen war so viel Verwirrung in der Brauerei, daß Ringelmann alle Hände voll zu thun hatte. Kaffl war noch am selben Abend zum Krapfenwirt gezogen und Toni und Luz waren seit vorgestern mittag überhaupt verschwunden, ohne zu sagen wohin.

— Da kam plötzlich eine Bombe in das ohnehin verstorbe Gebäude geslogen: Ebelein schrieb, — er konnte nicht kommen, da die Aufregung ihn kränker als je gemacht habe, dem Comptoir, daß er soeben, einem lange erwogenen Plan folgend — den Hollarbräu einer Bankfirma verkauft habe! ... Bis hierher las Ringelmann mit Staunen, — aber jetzt entfiel ihm das Blatt. ... Die Firma war nicht Mindelheimer u. Co., sondern Jakob Altstädter!

Ringelmann war völlig zu Boden geschlagen. Für was — für wen hatte er nun gearbeitet?! Mindelheimer mußte jetzt eben, auf der Börse, die Nachricht erfahren. Was mußte er von ihm, Ringelmann, denken?! — —

Die nächsten Tage schlich er wie ein Träumender herum; alles wuchs ihm über den Kopf. Kaffl hatte sofort ein Anerbieten von einer angesehenen Brauerei in Erlangen erhalten; angenommen hatte er noch nicht; — das Konsortium J. Altstädter kündigte dem gesamten Personal, also auch ihm, dem Buchhalter; Mindelheimer hatte ihn wütend angesehen im Vorbeigehen. ... Toni und Luz kumpften in der Stadt herum und erzählten vielleicht in der Trunkenheit Dinge, die sie nicht sollten. ...

Nur ein Trost ging ihm auf: die Geschichte mit Haas hatte sich zerschlagen; angesichts der Konsolidierung des immerhin noch gutrenommieren Hollarbräu mochten die andren Gründer ihr Projekt fallen gelassen haben.

Dann kam wieder etwas Neues: Ebelein bekam einen Schlaganfall, und die Verkaufsangelegenheit war mit dem Halbgelähmten schwer durchzuführen. Kurz, es waren vierzehn Tage voll hastiger Arbeit, voll neuer Umwälzungen und tausendfacher Verwirrungen für Ringelmann.

Er hatte bisher sorgfältig vermieden, Mindelheimer zu sehen. Plötzlich aber trat niemand anders als der Gemiedene zu ihm ins Comptoir. Sie zogen sich in das kleine Zimmer zurück, das Ebelein als sein Schreibzimmer verwandte, wenn er in der Brauerei war. Und dort gab's eine lange Unterhaltung, an deren Ende Ringelmann freudestrahlend aus dem Kabinett trat, hinter Mindelheimer her, und diesen bis zum Wagen begleitete. Dort schüttelten sie einander die Hände.

Und dann stürzte Ringelmann zum Krapfenwirt.

„Kaffl“ — schrie er beim Hereintreten — „unstre Sach' is in Ordnung; Du bist Bräumeister und i bin Verwalter —“

„Wo was denn?“

„Vom neuen Ludwigsbräu! Und der wird alles niederbügeln, was sonst in München is. — Frisch auf, Kaffl, jetzt geht's Leben erst an. Die Ludwigsbrauerei soll leben — hoch!“

V.

Auf eigne Faust etwas anfangen, wenn auch im Kleinen aber doch unbehelligt von der Rücksicht auf Vorgesetzte, gedeckt durch hinreichendes Kapital, jung, unabhängig und gesund und vor allem mit ziemlicher Kenntniss und Erfahrung in allen Zweigen der Kunst, — wenn solche Aussicht Kaffl nicht völlig begeistert hätte, wäre er eben nicht der Kaffl gewesen. Und noch weit mehr: alles was er nicht verstand, Buchführung, Geschäftsroutine, Vertrieb und Ankauf — das verstand ja kein Mensch, so weit die Braunkunst bekannt ist, besser als der Dheim, der unbezahlbare, vom Himmel ihm eigens zugesandte Ohm Ringelmann.

Es war zu schön, zu unbegreiflich schnell gekommen. Allerdings, das konnte er sich gestehen, lange genug hatte für seinen Ehrgeiz der „Winter seines Nibbergnügens“ gedauert, so lange, daß er sogar jahrelang brauchen im Malzkloster auf alles verzichtet hatte. Aber jetzt brauch auf einmal, da er gerade durch ein unerhörtes Ereignis seine Stellung, den Boden unter den Füßen und die Hoffnung dazu, verloren hatte, die Erfüllung herein wie Frühlingsturm, und sofort begann der alte Ehrgeiz in ihm wieder jäh aufzuschließen. Ringelmann und er waren in fieberhafter Thätigkeit, und Mindelheimer, der mit andren Spekulanten, die von dem unsicheren Haas abließen, sich verbündet hatte, feuerte sie täglich mehr an. Ihm ging alles nicht schnell genug, die Einrichtung der Brauerei in einer verfrachten Fabrik in der Au, die Anläufe von Gerste, das Beschaffen des Personals, mußten so gut es ging beschleunigt werden, denn zum Herbst mußte der erste Sud in die Pfanne kommen; die Münchener sollten ein Juwel von einem Bier zu kosten haben und der Winter sollte den Ruf des jungen Unternehmens festigen.

Am schwierigsten war die Beschaffung eines Lagerkellers. Aber das Glück, das den Tapfern begünstigt, half auch hier: in den letzten Augusttagen, als noch keine Aussicht sich bot und das Konsortium Mindelheimer bereits erwogen, ob man vorläufig einen Keller mieten sollte, stieß Kaffl zufällig auf den Obermäzler vom Hollarbräu, der jetzt auch seinen Platz gewechselt hatte — eine Dummheit Altstädters und Konsorten, die in Brautreisen belächelt wurde! — und der sagte ihm so gemächlich nebenbei:

„Warum kauftst denn net 'n Gasteigkeller? Der is do g'wisz leicht zum hab'n!“

Und den Beteiligten fiel's wie Schuppen von den Augen: der alte Gasteigkeller, bequem gelegen, ein gutes altes Gewölbewerk am Aufstieg der Legersfelderstraße, — mit großem altem schattigen Garten darüber, und fester, breiter, alter Halle — der einzige Fehler der, daß man von oben keine Aussicht hatte, sondern mitten zwischen andren Kellern saß, — aber welcher Münchener Keller hat denn Aussicht? — Und nun wuchs die Sache sich rasch aus. Die Fabrikgebäude waren ohnedies sehr klein; zur Mälzerei gebracht an Raum: wie, wenn man die paar zwischen dem Keller und der Fabrik, also der neuen Brauerei gelegenen kleinen Häuschen und Gärten ankaufte und Verbindungsbauten ausführte? Um über die Straße zu kommen, eine eiserne Brücke hoch in der Luft, vom Darboden zum Dach der Brauerei? Das konnte keine Unsumme kosten!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Konstantinopel.

Mitte Januar.

Von dem Meere da draußen bringt die kalte Nebelluft landeinwärts. Die schmutzig-grauen Wellen spülen verdroffen um die Schiffe und gegen die Klaimauer. Hinter dem grauen Schleier hervor, der hier alle Dinge mit der gleichen nordischen Ungeklärtheit behaftet sein läßt und den Farbensplanz und die Formschönheit der südlichen Landschaft unbarmherzig erstickt hat, tönen durcheinander die Dampferpeifen und die wilden Töne der Rebellhörner beängstigend, als ob ein Heer von Riesen der Vorwelt im Anzuge wäre, um diesen alten Herd menschlicher Kultur zu vernichten.

Die menschliche „Kultur“ — wie düstern repräsentiert sie sich an diesem grauen Morgen am Kai von Konstantinopel!

Man schent sich ordentlich, diesen vollklingenden Namen in dieser Umgebung auszusprechen — ist das die Stadt Konstantin, die Königin der Städte, von der aus der Welt Gesetz gegeben wurden, die Pforte zum Orient, durch die sich materielle und geistige Schätze über das Abendland ergossen?

Eine Reihe dürftiger Holzbaracken längs des Ufers, die Straßen im tiefsten Schmutz; von den Menschen viele, sehr viele in Lumpen gehüllt, von fahler Gesichtsfarbe, die der Hunger erzeugt hat und die selbst die Kälte nicht zu röten vermag. Wenn man die Augen auf das Häufchenmeer von Galata und Pera schweifen läßt, findet man nicht einmal die billige Eleganz einer europaischen Provinzialstadt, ganz zu schweigen von monumentalen Bauten, die einen darauf erinnern könnten, daß der Ort eine mehr als zweitausendjährlge Geschichte besitzt.

Meerwärts zu sehen verhindert uns die Rebellmauer — wir sind also gezwungen, uns von dem Anblicke dieses schmutzig grauen Häuserbaus hypnotisieren zu lassen, über den ein düsterer, nordischer Himmel sich herabsenkt — ein Ort, wo wahre Lebensfreude erstorben sein müßte, wenn nicht die Bewohner so wenig Ansprüche machten auf ein menschenwürdiges Dasein. Schon längst hätte die internationale Sanitätskommission dort Bandel schaffen müssen, wenn nicht der Kommerzialisismus, dessen Hochburg in der Levante jener unerquidliche Steinhäufen bildet, seinen Raubbau rücksichtslos und gedankenlos betriebe, ohne sich viel darum zu kümmern, wenn mythische Dünste sich in den engen mittelalterlichen Gassen sammeln und die Abwässer aus den nicht ausgemauerten Kanälen an die Oberfläche der Erde treten.

Wahrhaftig, Stangen und Coals Pflagebefohlene) würden heute nicht schlecht enttäuscht sein, wenn sie die türkische Hauptstadt, von deren Wunder ihnen der Prospekt der Gesellschaftsreise zu berichten wußte, in diesem Zustande sähen. Die „Mutter der Welt“ zeigt sich heute als das, was sie ist — eine Grotte, deren Antlitz feierlich und mit Runzeln bedeckt ist. Sie ist es satt, sich zu schminken und zu pudern und die Spuren des Verfalls zu verbergen.

Galata! Das alte reiche gemiesische Galata mit seiner trügigen Umwallung, seinen Vorrechten und Freiheiten, wo ist es hingeschwunden? Oben auf der Höhe des Bergs ragt noch der alte Wachturm von Galata weit über Meer und Land; hier und da entdeckt man noch einen Rest der Stadtmauer und einen zerfallenen Wallturm; aber unter der Türkenherrschaft ist die nördliche Hälfte des Ortes wenigstens zu einem Sammelplatz für alles Gefindel der Levante herabgesunken. Der Auswurf des christlichen Proletariats der Hauptstadt findet sich hier zusammen mit den unglückseligen Israeliten, die aus Rußland ausgestoßen, hier gescheitert sind und da sie Arbeit nicht finden konnten, vom Laster leben, das sie erbarmsungslos und unter dem Schutze der hohen Obrigkeit exploitieren — mit den Bogabunden aus aller Herren Länder, die mit oder ohne krimineller Vergangenheit hier einen sicheren Zufluchtsort finden, wo sie sich ungeschert dem süßen Müßiggang oder dem Laster hingeben können.

Die Sanitätskommission, die ich oben erwähnte, hat vor allem den Zweck, über den Gesundheitszustand der Hauptstadt zu wachen und zu verhüten, daß Konstantinopel ein Seuchenherd von Europa

werde. Sie unterzieht auch die Wohnungen einer Kontrolle, beschränkt sich aber dabei auf diejenigen der besthenden Klasse, während sie sich um die teilweise entleerten Wohnstätten des Proletariats nicht im geringsten kümmert. Es stehen in Galata einige Häuser in der Nähe eines türkischen Friedhofs, der voll von Miasmen ist, die für jeden, der die Leistungen der türkischen Munizipalität von Pera beurteilen will, von einigem Interesse sein müssen. Schmutzigere, überreichere Spekulanten sind in ganz Europa nicht zu finden. Der Boden, auf dem sie stehen, ist vollständig durchseucht — die Gasse vor dem Gassen ist mit im Sommer trocken, da sonst bei dem winterlichen Regenwetter die von den Höhen Peras herabgeführten Schmutzwässer hier zur Stagnation kommen. Die steilen Straßen werden nämlich nie geleert, sondern man überläßt es den Regengüssen, mit dem Straßenkot aufzuräumen, der dann dort unten in der Straße der Pfeifenverfertiger (Luladschi) sich aufhäuft.

Da eine municipale Statistik, wie jede andre, in der Türkei völlig fehlt, auch für staatsgefährlich angesehen würde, kann ich die Zahl der Bewohner der einzelnen Häuser nicht genau angeben. Sicher ist aber, daß jeder Quadratzuß bis aufs ängstlichste ausgenutzt wird. Die Bewohner sind arme spanische Juden und Griechen. Das Non plus ultra jedoch von Proletariatswohnungen kann man drüben in Stambul finden. Wie recht zum Hohn auf die Kernsteuer der Armen, die in ihnen hausen müssen, liegen sie an einer Stelle, die ihrer Lage nach wohl einzig schön in Europa ist, am Strande des Marmarameeres, von wo der Blick über das schöne südliche Meer auf die reizenden Pringinseln und die bithynische Küste mit ihren ragenden Berggipfeln fällt.

Hier in den alten byzantinischen Seemannern, in den Türmen und Bastionen haben sich hunderte von armen Familien eingeknistet. Als Baumaterial haben sie das Blech der russischen Petroleumbehälter verwandt, Steine aus altbyzantinischen Bauten, vom Meere angeschwemmtes Holz und in den so entstandenen meistens einräumigen Kuckeln, überreichenden Löchern läßt die türkische Regierung die Leute wohnen. Man kann sich vorstellen, was für ein Geruch dort herrschen muß, wo zwar das Meer recht nahe ist, aber eine Kanalisation gänzlich fehlt. Man bekommt nur hier weniger vom dem Glend zu sehen; denn die türkische Armut ist bis zu einem gewissen Grade stolz und verschämt. Sie liebt nicht die Festschaulung des Glends; wo nur irgend so etwas wie eine Fensteröffnung in den ungläublichen Konstruktionen angebracht ist, ist diese durch das neugierige Augen fernhaltende Golschitter (Muscharabi) geschlossen. Aber man sieht schon von außen genug — und riecht!

Es giebt viele andre Quartiere in dem großen Dorfe Stambul, die ähnliche Grenel zeigen, wo der Typus ein steter Galt ist und die Bevölkerung decimiert. Doch der echte Muselman darf sich dagegen nicht auflehnen — der Fatalismus ist eine herrliche Erfindung für faule Leute.

Es ist schon seit langem mit dem Abbruch des stolzen türkischen Weltmächtsgebäudes, das den Umfang des oströmischen Reichs in seiner besten Zeit übertraf, angefangen worden. Seit 1879 fing die osmanische Bevölkerung an, alle die Gebiete zu verlassen, die ihre Ähnen siegestraunten, weltmächtsfreudig mit dem krummen Schwerte erobert hatten. Von der Krim, vom Ufer der Donau, aus dem Balkan, vom Kaukasus ergoß sich eine wahre Völkerverwanderung hinter die türkischen Grenzen. Wie alle Völkerverwanderungen, vollzieht sich auch diese in Schüben, die sich auf eine lange Reihe von Jahren verteilen und noch lange nicht zum Abschluß gekommen sind.

Heute ist wieder ein solcher Schub Einwanderer angekommen. Es scheint eine ganze Dorfgemeinde zu sein, von den Gressen, die an Krüden sich mühsam bewegen und sorgsam verschleierten alten gebildeten Frauen angefangen, bis auf die Kinder, die mehrere Schichten Kleider übereinandertragend eskimoartig eingehüllt sind und nur ihre echt nordischen, roten runden Wangen zeigen, und die Augen, die voll melancholischer Neugier in den grauen Nebel hineinschauen, der ein rechtes Bild ihrer Zukunft ist.

Die Frauen betwachen die Gepäcksstücke, die soeben von dem rumänischen Dampfer gelandet worden sind. Sie sind ärmlich gekleidet in lange, schmutzige Kostane. Was von ihren Gesichtern unter den dichten Schleiern sichtbar wird, läßt erkennen, daß sie den Männern im Schweiß ihres Angesichts in Hof und Feld zur Hand gegangen sind.

Eine alte Frau, deren Gesicht nichts wie Runzeln ist — sie nimmt sich nicht mehr die Mühe der Verschleierung — gesellt sich zu ihnen. Es scheint die weiße Frau des Dorfs zu sein. Sie hat eine Ledertasche umgehängt, die den Koran enthalten wird. Sie trägt ein Becken und eine Wasserkanne für die religiösen Abwaschungen — in einem Säckchen trägt sie den Rest ihrer Habe.

Die Männer haben den tatarischen Typus stark ausgeprägt — die hervortretenden Wadenknochen und die etwas geschlitzten Augen. Ihre Vorfahren sind einst mit Schingis Khan in die Krim eingezogen — ihre Väter haben sich auf dem Boden der Dobrubtscha niedergelassen und jetzt werden sie von der türkischen Regierung in Klein-Asien angesiedelt.

Was treibt sie dazu, ihre alten Heimstätten zu verlassen und das Gewisse mit einer sehr ungewissen Zukunft zu vertauschen? Ich glaube, es ist weniger religiöser Fanatismus — von volkswirtschaftlichen Gründen ganz zu schweigen — als das Unvermögen, nicht als Herrenvölk zu leben und Unterthanen zweiten Grads unter sich zu haben. Die Türken sind von ungläublicher wirtschaftlicher Sorglosigkeit; sie denken gar nicht daran, daß das türkische Lotterregiment

sie zu Grunde gehen lassen könnte, wie es schon so vielen dieser Leute gegangen ist, die jetzt als Schuppiger in Stambul ihr kümmerliches Brod verdienen müssen. Nur der eine Gedanke, daß jetzt die Staats nicht nur gleichberechtigt, sondern auch Herren über sie sind, ist ihnen unerträglich.

Sie können sich auch nicht vorstellen, daß eine Regierung nach europäischen Maximen so edelmütig sein könnte, ihre Macht nicht zu mißbrauchen und den Besiegten süßeln zu lassen, daß die Stunde gekommen ist, wo alle erlittene Unbill am Bolle des Islam gerächt werden soll. Das ist ihnen, nach den Begriffen, die sie von Politik haben, ganz unsäglich und darum wandern sie aus, obgleich sie sich eigentlich durchaus nicht über politische Bedrückung weder in Rumänien, noch in Bulgarien beklagen können — d. h. sie werden nicht weniger bedrückt durch Blut- und andere Steuern als die dortigen christlichen Bevölkerung.

Eine der schwersten Steuern, unter der die türkische Nation leidet, ist die Blutsteuer. Sie lastet auf den Schultern der Mohammedaner allein und zwar ausschließlich auf denen der Besitzlosen, da die Besitzenden sich durch Stellung eines Erbschaftsmanns von der Verpflichtung loskaufen können. Als Erbschaftsmann stellt man auch allerlei Krüppel und Gebrechliche ein, so daß die Provinzialtruppen nur zu oft den Eindruck von Halbstaffeln Rekruten machen, zumal wenn man sie barfüßig und in Unterhosen herumlaufen läßt.

Nach der Hauptstadt schickt man jedoch innumerisch gewachsene Leute, die sich dort eigener Hofen und Stiefel erfreuen können, wenn sie auch für Sultan und Vaterland hungern müssen.

Vor einiger Zeit kamen verchiedene Rekrutentransporte hier an, die eine ethnographische Muster-Kollektion der mohammedanischen Bevölkerung repräsentierten, da die Leute noch alle in ihrer Kleidern Nationaltracht steckten. Man führte sie durch die Straßen, sie sollten einen Begriff bekommen von dem Glanze der Hauptstadt, über die noch die Herbstsonne schien. Bei der Gelegenheit jedoch verkrümelte sich ein starker Prozentatz der Auserwählten. Sie hatten vielleicht unterwegs Landstrolche gefunden, die ihnen Arbeit anboten, den begleitenden Unteroffizieren ein paar Medisididivater zugesteckt, und waren so unsichtbar geworden — zum Heile des Compagniechefs und Zahlmeisters, die ihre Nationen den eignen zulegen konnten. —

J. Sch.

Kleines Feuilleton.

ss. Das erste Lebenszeichen. Der Biologe Augustus Waller hatte bereits vor etwa einem Vierteljahr die Pariser Akademie der Wissenschaften von einer bedeutenden Entdeckung in Kenntnis gesetzt, der zufolge jeder lebendige Körper auf einen Reiz durch einen elektrischen Strom eine gewisse meßbare Rückwirkung zeigt, die bei einem toten Körper niemals zu beobachten ist. Er bezeichnete diese Erscheinung als „das letzte Lebenszeichen“ und wies darauf hin, wie wichtig die Verwertung dieses Mittels zur Feststellung des wirklich eingetretenen Todes und zu seiner Unterscheidung von einem nur scheinbaren Tode sein müßte. Er hat jetzt seine merkwürdigen Untersuchungen erweitert und sich in logischer Folge damit beschäftigt, auch „das erste Lebenszeichen“ auf ähnliche Weise festzustellen. Er sagte sich nämlich, daß sich auch das keimende Leben in seinen ersten Ausprägungen dem elektrischen Strom gegenüber ähnlich verhalten dürfte. Zu seinen Untersuchungen benutzte er zwei Lebensformen, gewisse Schleimpilze und Hühner Eier. Das Verhalten der Schleimpilze war nach einer Richtung hin besonders bemerkenswert, weil diese auf der Scheide zwischen Tier- und Pflanzenwelt stehenden Wesen einen eigentümlichen Zustand durchzuwachen fähig sind, während dessen sie völlig abgestorben zu sein scheinen. Dieser Zustand tritt ein, wenn den Pilzen jede Spur von Wasser entzogen wird. Alsdann verhalten sie sich gegen den elektrischen Strom völlig gleichgültig und sind von lebloser Materie nicht zu unterscheiden. Aus diesem Grunde lassen sich die Schleimpilze nicht wohl mit andren Organismen vergleichen, weil sie die eigenartige Vegetation besitzen, zeitweise gewissermaßen aus Notwehr gegen ungünstige äußere Bedingungen, ihr Leben scheinbar gänzlich aufzugeben. Es ist dies aber kein Scheintod, sondern ein, wie die Wissenschaft sich ausdrückt, verborgenes oder latentes Leben. Waller benutzte nun solche anscheinend in völliger Totenstarre befindliche organische Stoffe mit etwas Wasser und beobachtete, daß die gelbliche Masse nach ein oder zwei Stunden auf den elektrischen Reiz mit einem schwachen Gegenstrom antwortete. Es war ihm auf diese Weise gelungen, mittels der Elektrizität genau den Zeitpunkt des Wiederauflebens zu erkennen. Noch interessanter waren seine Experimente mit Hühner Eiern, die er gleich nach dem Legen in einen Brutofen that. Zunächst gab keines der Eier ein auf die angegebene Art erkennbares Lebenszeichen von sich. Nach Verlauf von 24 Stunden dagegen begann sich das Leben in dem Ei zu regen und es erfolgte auf den elektrischen Reiz eine geringe, aber deutliche Rückwirkung. Auch der Verlauf dieses elektrischen Stroms innerhalb des Eidotters ließ sich genau feststellen. Nach 48 und 72 Stunden hatte sich entsprechend der fortgeschrittenen Entwicklung des Lebens in dem Ei die Empfindlichkeit für den elektrischen Strom verstärkt. Einige von den untersuchten Eiern gaben aber auch nach längerer Zeit trotz äußerlich frischen Aussehens und fehlerloser Pflege gar keine elektrischen Reaktionen, und es wurde

dann stets durch Öffnung des Eies ermittelt, daß es entweder überhaupt gar nicht befruchtet oder daß es in Fäulnis übergegangen war. Diese Erfahrungen, deren weiterer Verfolg noch wichtige Neuigkeiten zu Tage fördern kann, genügen vorläufig zu dem Beweise, daß man in der elektrischen Prüfung ein unschätzbares Mittel besitzt, von einem vorhandenen Leben sichere Kunde zu erhalten. Die bereits bei den Pilzen genannte Ausnahme ist allerdings höchst merkwürdig und zwingt uns, jenes latente Leben und den Scheintod scharf auseinander zu halten. Bei dem Menschen z. B. würden die Gewebe in allen Fällen eine elektrische Reaktion zeigen, so lange noch ein Lebensfunke, er sei noch so schwach, erhalten geblieben ist. Das Waller'sche Verfahren giebt also ein sicheres Mittel zur Unterscheidung von lebendiger und toter Materie. Das latente Leben jedoch, das jene Schleimpilze und auch eine ganze Reihe niedriger Tiere, z. B. die Nadelwürmer, ferner die Pflanzenlamen bei Entziehung ihres eigentlichen Lebenselements, entweder der Wärme oder des Wassers, zu führen im Stande sind, ist dagegen ein ganz besonderer Zustand, der an sich dem völligen Tode durchaus gleicht, aber die Möglichkeit eines Wiederauflebens in sich schließt. Es wäre zunächst von besonderem Werte, diese Untersuchungen auch auf den Sommer- bzw. Winterschlaf gewisser Tiere auszu dehnen und zu ermitteln, ob sie während dieser Zeit einen Scheintod durchmachen, oder gleich den Pilzen jede Lebensäußerung völlig verlieren.

Theater.

Lessing-Theater. Die Sorma als Marille. Von den Berliner Schauspielerinnen rührt Frau Sorma die Mellemstroumel an unerschrockensten. Daß ihre Leistungen in einem Mißverhältnis zu ihrem allzu lärmenden „Ruhm“ stehen, war längst bekannt. Wer die Sorma für die beste Schauspielerin Berlins hält, kennt — mit Verlaub — die Berliner Schauspielerinnen nicht, oder sein Urteil ist durch die glänzenden Zeitungsbekanntmachungen gefangen genommen. Man muß aber wenigstens die Sorma für eine gute Schauspielerin halten können, wenn man die gresse Mellemstroumel ertragen soll. Leider hat sie diese Annahme durch ihre Marille außerordentlich erschwert. Im Theater war freilich viel Gänkeklatschen und die Bühne prangte im Blumenstand. Nichtsdestoweniger aber war die Marille der Sorma eine der farblosesten und schlechtesten Leistungen, die mir je auf einer der großen Berliner Bühnen vorgekommen sind. Die Rolle ist von Herrn Subermann geschrieben und macht also selbstverständlich auf dichterischen Wert keinen Anspruch. Immerhin aber rollt etwas menschliches Blut in den Adern der Gestalt und eine gute Schauspielerin kann uns wenigstens in den drei ersten Akten einen individuell geschilderten Menschen geben. Frau Sorma blieb leider alles schuldig. Sie löschte alle Farben aus und extrahierte die Rolle in einem süßen Gemisch von Nüchternheit und Niedlichkeit. Ach, wie war sie süß — süß als Marille, deren Wesen auf einen herben Grundton gestimmt ist. Ach, wie war sie niedlich — niedlich als Marille, die ein Notstandskind ist und Fast an den Händen hat. Süß und niedlich, niedlich und süß — der Teufel hole das matte Zeug! Und mit dieser Rolle ist Frau Sorma im Ausland haufieren gegangen und hat sich als die beste deutsche Schauspielerin feiern lassen. Wahrscheinlich, dafür sind wir ihr zu Dank verpflichtet. In Wirklichkeit hat ihre Leistung weder mit der deutschen noch überhaupt mit der schauspielerischen Kunst etwas zu thun. Man sah keine individuelle Auffassung, kein Durchleben der Gestalt, keine mißschaffende Phantasie, man sah nicht einmal die Farben, die jede mittelmäßige Schauspielerin der Gestalt gegeben hätte — alles war blaß und matt wie ausgewaschener Ratton. Frau Sorma hatte — sagen wir — drei effektvolle Stellen — fertig! Wer aber glaubt, daß man durch drei effektvolle Stellen zur Schauspielerin wird, muß freundschaftlich auch lauequent sein und den Satz aufstellen, daß man mit drei effektvollen Aktschlüssen bereits ein Dramatiker ist. Die Vorgängerin der Sorma als Marille war Frau Gysoldt. Man kritisiert die Sorma am besten, indem man sagt: „Hut ab, Frau Gysoldt!“ —

E. S.

Freie Volksbühne: Meister Delze. Im großen und ganzen thut man am besten, die Dichtung zu lesen. Bei der Aufführung ermüdet sie hier und da durch allzu große Breite und allzu geringe Kraft. Immerhin aber ist es eine ehrliche Arbeit, die den Beifall verdient, den sie in der Freien Volksbühne fand. Wenn man an den verruchten Scenenschwundel der besetzten Theaterkeller denkt, kann man „Meister Delze“ nicht tadeln oder kann es doch nur, wenn man sein künstlerisches Gewissen verloren hat. Eine Theaterkunst allerding's kann man der Dichtung ebenso wenig prophezeien — dazu ist sie zu schwach, zu vergrämt, zu monoton. Sie ist mehr Studie als vollendetes Drama. Die Aufführung steht und fällt mit zwei Rollen — mit der Pauline und dem Meister Delze, vor allem mit der Pauline. Die „Freie Volksbühne“ war so glücklich, für beide Partien angelehene Darsteller zu besitzen. — Frau Pauline-Steinert und Adolf Klein. Frau Pauline-Steinert gehört zu den ausgewählten Schauspielerinnen, die eigene Gestaltungs-kraft besitzen, sie ist mit andren Worten eine Künstlerin. Und als Künstlerin wieder ist sie echt, seelenecht und liebt jene Stille und Ruhe, in der Tiefe und Reinheit möglich sind. Daß man eine Schauspielerin von so hohem Klang so wenig sieht, ist ein hübsches Gegenbild zu den lärmenden Triumpfen, die die Sorma als Marille feiert. Die Pauline war eine fein erfahnte und farbenfette Leistung, nur daß vielleicht die Grausamkeit der Gestalt etwas diabolischer hätte zum Ausdruck

Kommen können. Adolf Klein war in der Titelrolle gelegentlich recht unherlich, brachte aber schließlich doch die Partie zur Geltung. — E. S.

Berliner Theater: Meister Delze. Lindau hat nun richtig den Theaterstandal zu verzeichnen, den er durch sein literarisches Streben ehrlich verdient hat. Ein Teil des Publikums war einseitig, daß es Naturen wie Pauline giebt und verjuchte die Vorstellung durch Getrompel zu unterbrechen. Die Majorität flätschte Beifall und so mußte auf der Bühne der alte Delze seinen Lebenskampf einseitig aussetzen, bis schließlich die Beifallsstürmen den Sieg davongetragen hatten. Dann starb er wieder weiter. Es muß offen ausgesprochen werden, daß die Opposition im Publikum sich pöbelhaft betrug. Mich hatte das Schicksal diesmal etwas weit nach hinten verschlagen, und so war ich in eine Gruppe hineingeraten, der auch die primitivsten Anstandsgriffe zu fehlen schienen. Die jungen Weiber schnatterten wie die Gänse, man beachtete gar nicht, was auf der Bühne vorging, sondern unterhielt sich laut und machte einen reinen Genuß völlig unmöglich. Ablehnung ist eine ehrliche Sache, und ich an meinem Teil hätte gar nichts dagegen, wenn „Meister Delze“ etwa mit achtungsvollem Schweigen aufgenommen worden wäre. Dem Dichter aber ins Wort fallen, ist keineswegs ehrlich, sondern frech und ungezogen zugleich. Der anständige Teil des Publikums sollte dagegen einmal energisch Front machen und den Schreibern zum Bewußtsein bringen, daß wir immer noch in einem halbwegs civilisierten Lande leben. Wenn man von der Frauendorfser absieht, die ihre Rolle leider vergriff, war die Aufführung im Berliner Theater glänzend — die beste, die ich seit langem dort erlebt habe. Herr Conuand hatte sich tief in den „Meister Delze“ hineingelebt und brachte es zu starker künstlerischer Wirkung. Das kam einem besonders zum Bewußtsein, wenn man klein in derselben Rolle sah. Da schalte leider die Vertiefung. Eine ganz brillante Leistung bot Fr. Dasso als Neze und Fr. Ruzh war als hoffnungsvoller Tertianer einfach entzückend. Dazu kommt, daß auch die übrigen Mitwirkenden gut waren. — E. S.

Musik.

Schade, daß die „Gutenberg“-Aufführung am neulichen Sonntag trotz ihrer verhältnismäßigen Zugänglichkeit nicht entsprechend reichlich besucht war! Hoffentlich wird die Wiederholung dieses Konzerts am nächsten Mittwoch (im „Deutschen Hof“) noch mehr Aufmerksamkeit wecken: die Wahl des Stücks und seine Ausführung verdienen es wenigstens größtenteils. Allerdings hat der große Meister der Vokalensembleposition Karl Löwe mit dem oben genannten Oratorium nicht eben sein Bestes gegeben. Schon der Text erweckt nicht viel Vertrauen, einerseits ob seiner ordinären Verse, andererseits ob seiner Unfähigkeit, für die von ihm vorgeschriebenen Vorgänge und Personen und Ideen zu erwärmen. Es handelt sich um städtische Fehden zu Mainz in der Zeit kurz nach Erfindung des Buchdrucks, die damit schließen, daß der Kurfürst die Gesellen Fausts, der dem Gutenberg seine Erfindung abgenommen, in die Welt hinauszuziehen und ihre Kunst verbreiten heißt. Ein Priester wendet ein: „Wehe, Du mehest die verderblichen Essen, Welche den Aufrühr gestählt und gegläht!“ — Der Fürst jedoch sagt: „Eine war es, die Gefahr bereit, Aber viele dämpfen die Gefahr“, usw. Löwes Musik zu diesem Text geht in der Schlichtheit und Eindringlichkeit etwas gar weit: eine gleichmäßige, gewöhnliche Rhythmit, ein — wenig selbständiger — Anschluß an klassische Kompositionsweise und viel Formales erregen die Sehnsucht nach kräftigerer Abwechslung. Indessen sind der schönen einzelnen Stellen immerhin genug, daß sich schon ihretwegen das Hören lohnt; so namentlich Chöre wie der „O stolze Mainz“, dann der wunderlieb schlichte Chor der Lehrlinge „Du taufst das Kind im Traume“, bei dem jene gewöhnliche Rhythmit eher als sonst paßt, und andres. Besonders erfreulich ist die stark fühlbare Steigerung der Kompositionsraft gegen Ende zu: über ein Quartett „Traute Kunst, du brachtest dem Erfinder Geistesfreude und Erdenleid“, und über den Chor „Brecht nun auf, Träger des Lichts“ schreitet die Komposition weiter zu einem abschließenden Ensemble mit kunstvoller Verarbeitung der Stimmen.

Die Aufführung durch den — über zahlreiche Mitglieder und über eine gute Routine verfügenden — Oratorienverein, unterstützt durch das Berliner Tonkünstler-Orchester, war, zumal in Anbetracht einer ersichtlich kurzen Einstudierung, verhältnismäßig recht gut. Unter den Solisten ragte besonders Herr Rolle hervor, der die Titelpartie an Stelle eines indisponiert Gewordenen übernommen hatte; er ist ein echter Vah mit voluminöser Stimme, wenngleich sein Vah auch nicht zu den eigentlich tiefen zu rechnen ist und die Tiefe seines Tons mehr nur in den höheren Lagen zu Tage tritt; in seinem Gesang liegt gute Schulung, in seinem Ausdruck Wärme. Auch die Tenöre, der höhere des Herrn G. Funt (Faust) und der etwas tiefere Tenor oder Tenorbaryton des Herrn A. Curtz (Kurfürst) waren mit Genuß anzuhören. Frau M. Wolff-Dreher als Fausts Tochter Marie gab ihren Part mit erstem Bemühen und ebenfalls mit Wärme; allein entweder sollte sie ihre Stimme noch fest schulen, oder eine so wichtige Partie mit einer noch vollkommeneren Sängerin besetzt werden.

Die Fünftzahl der in diesem Oratorium vorgeschriebenen Chöre zeigte wieder (zumal am Ende der zweiten Abteilung), wie dringend es wäre, die vorhandenen Kräfte so zu teilen, daß jede Gruppe nur

einen Chor zu vertreten hätte. Diesmal waren wenigstens — notgedrungen — die fünf Solopartien durch ebenso viel Sänger besetzt. —

Humoristisches.

— Zartfühlend. Zugführer: „Mehr Schaf dürfen in den Wagen immer nein — zum Donnerwetter, das ist doch kein Personenwagen!“ —

— Rücksichtslos. Buchhalter: „Meiner lieben Frau habe ich heute einen neuen Hut gekauft!“

Die verheirateten Kollegen (männlich): „Natürlich, da müssen wir auch wieder d'ran glauben. . . Sie leben ganz entschieden über unsre Verhältnisse, Herr Kollega!“

Notizen.

— Die SeceSSIONsbühne bereitet noch in diesem Monat einen Courteline-Abend vor, an welchem „Vou-bourache“, „Vadin“ und „Sein Stechbrief“ zur Ausführung gelangen. —

— „Gekaufte Liebe“, ein Schauspiel des Holländers W. G. van Rouhug, deutsch von Else Otten, wird am 9. Februar im Neuen Theater die Erstaufführung erleben. —

— Von Anton Tschekow sind zwei neue Einakter in deutscher Uebersetzung erschienen: „Ein Sommerfrischler“ und „Das Schwanenlied des Komikers“. Das erste Stück ist von Wolzogen für das „Bunte Theater“ zur Aufführung erworben worden. —

— „Les maris de Leontine“, eine Komödie von Alfred Capus, gelangt demnächst im Residenztheater zur Aufführung. —

— „Schlud und Jan“ von Gerhart Hauptmann wird Mitte März im Wiener Burgtheater in Scene gehen. —

— Albert Roderichs Lustspiel „Der Liebeskontrakt“ wird am 6. d. M. im Dresdener Hoftheater zum erstenmale aufgeführt werden. —

— Auch die Wiener wollen ihr „Neberbrettl“ haben, sogar im eignen Hause, das ihnen der junge Architekt Loos bauen will. Getauft soll das Unternehmen auf den Namen „Variété der Moderne“ werden. —

— In der Kunstakademie ist der Termin für die diesjährigen Wettbewerben um die akademischen Rom-Preise auf den 31. Mai verschoben worden. Die Zuerkennung wird inselgedessen erst im Monat Juni erfolgen. Zum Wettbewerb stehen 1. die beiden Großen Staatspreise im Betrage von je 3300 M. für preussische Architekten und Maler, 2. der Preis der Dr. Paul Schulze-Stiftung in Höhe von 3000 M. für deutsche Bildhauer, die ihren Studien auf den Unterrichtsanstalten der Akademie noch obliegen, endlich 3. der Preis der ersten Michael Weerschen Stiftung für jüdische Bildhauer in Höhe von 2250 M. —

— Der Franzose Genier-Durand hat den Bogen der antiken Wasserleitung, welche Stadt und Burg von Jerusalem von Bethlehem her mit Wasser versorgte und das Thal Hinnä überbrückt, genau untersucht und dabei eine Reihe von römischen Inschriften gefunden, welche über den Bau des Aquadukts berichten. Aus diesen ist nunmehr festgestellt, daß das mächtige Bauwerk nicht, wie man bisher annahm, von Pontius Pilatus oder König Herodas oder gar vom König Salomo her stammt, sondern erst im Jahr 196 n. Chr. unter Kaiser Septimius Severus gebaut ist auf Anordnung der Militäringenieure der zehnten Legion, die damals in Jerusalem stand. —

— Die alte Bezeichnung für Gasthaus, Kretscham, stammt aus dem Wendischen und hat sich in der dem Deutschen angepaßten Form in vielen Dörfern der Lausitz bis jetzt erhalten. In die Literatur ist das Wort durch Gerhart Hauptmanns Weber eingeführt worden. Wendisch lautete Kretscham eigentlich lorema. Bei den Wenden und Sorben bildete der Kretscham ursprünglich die Gerichtsstätte; dort wurden die Volksversammlungen abgehalten. Um die notwendigen Nahrungsbedürfnisse gleich zur Verfügung zu haben, richtete man später in den Kretschamen Speise- und Schankwirtschaften ein. Das Kretscham in einem Erbkretscham übte der Lehnschulze aus, der es anwelsen auch andren Ortsbewohnern überließ. Im 15. Jahrhundert hieß der Gastwirt auf dem Dorfe allgemein Kretschmar. —

— Tieropfer in Rußland. In Tschukloma, einer Stadt von 2200 Einwohnern im Gouvernement Kofroma, wütete im Sommer 1900 unter dem Vieh die sibirische Pest. Die erschreckte Bevölkerung beschloß ein gründliches Mittel anzuwenden, und um dem Viehsterben abzuwehren, wurden zusammen mit den gefallenen Pferden in Anwesenheit des Polizeimeisters zwei lebende Geschöpfe, ein Hund und eine Katze, eingescharrt. — („Globus“)

c. Zwei Mark für das Wort. Rudyard Kipling erhält für den Abdruck seiner Geschichte „Kim“ in „Cassells Magazine“ 26 000 M. Diese Summe beträgt fast 2 M. für das Wort. Der Dichter behält außerdem das Verlagsrecht. —